Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 290. **Donnerstag** den 10. Juni 1897. **91. Jahrgang.**

Die politische Polizei.

Ω Die argen polizeilichen Uebelstände, welche in den Processen Leckert und Tausch ans Licht gezogen worden sind, beschäftigen unausgesetzt auch denjenigen Theil der Presse, der es nicht nöthig hat, über die positiven Ergebnisse der letzten Gerichtsverhandlung ungeheueren Lärm zu vollführen, damit die Erörterungen des negativen, des politischen Resultates der Flucht in die Oeffentlichkeit überschrien werden. Es laufen dabei die kritischen Ausschreitungen und gedankenlosen Tugendhaftigkeiten mit unter, wie sie sich immer bemerkbar machen, wenn außerordentliche criminalistische Vorfälle das Publicum erregen. Sie gipfeln diesmal zum Theil in dem Verlangen nach gänzlicher Beseitigung der angeblich überflüssigen politischen Polizei. Das ist Tagesstimmung, die bald verfliegen wird und sofort in ihr Gegentheil umschlagen würde, wenn morgen zufällig bekannt würde, daß ein militairischer Spion des Auslandes unbeobachtet werthvolle Beute an wichtigen Geheimnissen in Deutschland gemacht hätte, oder wenn anarchistische Attentate wie das für die Einweihung des Niederwald-Denkmals geplante oder wie die Ermordung des Polizeiraths Rumpf sich wiederholen sollten.

Die politische Polizei ist nothwendig, zu ihrer correcten Handhabung bedarf es jedoch der scharfsinnigsten und loyalsten Bestimmung der Objecte, die sich zur Bearbeitung durch diese Behörde eignen. Und diese Aufgabe kann nur einer geistig hochstehenden, autoritativen Persönlichkeit zufallen, die, vorbehältlich höchstens einer Berufung an den obersten Chef der gesammten Bundespolizeiverwaltung, nicht nur generelle Vorschriften über den Wirkungskreis der Beamten und Agenten zu erlassen, sondern auch in delicaten Fällen in specie zu entscheiden hätte, ob eine Sache anzufassen sei oder nicht. Beispielsweise würde nach der Verzichtleistung auf die regelmäßige Ueberwachung der Presse und insbesondere auf das Ausforschen der Verfasser von irgendwo unliebsam vermerkten Zeitungsartikeln die Berücksichtigung berechtigter Wünsche nach einem Abgehen von dieser Regel, die an sich ebenso zulässig als nützlich wäre, nicht ausgeschlossen erscheinen. In solchen Fällen hätte der Leiter der politischen Polizei vor allen Dingen die Berechtigung des Verlangens nach einer Auskundschaftung unter dem Gesichtspuncte des öffentlichen Interesses und nur unter diesem zu prüfen. Es ist in den letzten fünf Jahren — wir können mit Beispielen aufwarten — die recherche de la paternité hinsichtlich total gleichgiltiger und für den Urtheilsfähigen auf den ersten Blick als solche erkennbarer Zeitungsartikel angeordnet und durchgeführt, bezw. versucht worden. Hätte man sich wegen der Einleitung derartiger Untersuchungen an eine politisch versirte und auf ihre politische Reputation haltende Stelle wenden müssen, die solche Ansinnen mit der mehr oder weniger durchsichtigen Umschreibung des Urtheils „Dummes Zeug" zurückweisen durfte, die Tausch und Lützow hätten beträchtlich weniger Arbeit gehabt.

Wenn das öffentliche Interesse die Ermittelung eines Autors wünschenswerth macht, so, wenn eine amtliche Indiscretion vorliegen kann, dann würde der Leiter der politischen Polizei noch immer zu entscheiden haben, ob seine Behörde oder die gewöhnliche Criminalpolizei mit der Angelegenheit zu befassen sei. Man weiß, daß oft ein Amtsvergehen verübt worden zu sein scheint, wo es sich um den gewöhnlichen Diebstahl eines nicht beamteten Menschen handelt. Das war z. B. der Fall bei der vorzeitigen Veröffentlichung des Gnadenerlasses des Kaisers zum Reichsjubiläum. Ein Bediensteter der Druckerei des Militairwochenblattes hatte ein Exemplar der betreffenden Nummer entwendet und sie dem „Vorwärts" gebracht. So viel wir wissen, ist die Entdeckung des Thäters auch gar nicht durch die politische, sondern durch die Criminalpolizei erfolgt.

Eine ausgezeichnete, mit einer bedeutenden Selbstständigkeit ausgestattete Persönlichkeit ist an der Spitze der politischen Polizei ferner nöthig, damit der Unfug aufhört, daß jede Behörde einem Beamten der Polizei von sich aus Befehle ertheilen kann, ohne daß — laut der Aussage des Polizeiraths Muhl — die Vorgesetzten des Beauftragten über die Natur und den Zweck des Auftrages unterrichtet wären. Der Proceß Tausch hat das Unhaltbare dieses Zustandes deutlich ergeben. Der Kriegsminister will die Quelle eines Telegramms kennen lernen, er requirirt einfach ein untergeordnetes Organ, und dieses, Herr v. Tausch nämlich, findet, einem Sentiment entsprechend, den Herrn v. Köller als den Urheber einer in Anbetracht seiner Stellung als Minister schändlichen Indiscretion. Hätte der Vertreter des Kriegsministers, anstatt mit Leuten wie v. Tausch und v. Lützow zu verkehren, einen hochgestellten, angesehenen Beamten um seine Dienste ersucht und hätte dieser das Weitere zu veranlassen gehabt, so würde selbst ein v. Tausch wahrscheinlich, höchstwahrscheinlich, Herrn v. Köller gar nicht „entdeckt" haben, und wenn doch, so wäre seine Entdeckung so sorglich nachgeprüft worden, daß der Kriegsminister keinen Augenblick in die Lage gekommen wäre, seinen Ministercollegen einer schmählichen Handlung für überführt zu halten. Hier handelt es sich um rein politische Angelegenheiten, zu deren Einleitung und Ueberwachung ein hoher politischer Beamter ohne Zweifel geeigneter ist als ein Angehöriger des Kriegsministeriums. Aber auch wegen anderer Dinge, wo die nothwendige Kenntniß technischer Einzelheiten bei dem an einer Auskundschaftung zunächst betheiligten Reffort zu finden ist, wie in Fällen des Verraths militairischer Geheimnisse beim Kriegsministerium, ist es keinesfalls nothwendig, daß die betheiligte Behörde von sich aus die Beamten der politischen Polizei zu Dienstleistungen direct heranzieht. Der Leiter der politischen Polizei kann durch ihm beigegebene sachverständige Organe ausreichend informirt sein, und diese Organe können nöthigen Falles auf Grund der Erlaubniß des Chefs rasche Befehle an die Commissare und Agenten gelangen lassen. Jedenfalls erfordert auch das Interesse der Landesvertheidigung nicht, daß die verschiedenen Behörden die Angestellten der politischen Polizei herbeiholen, wie man einen Dienstmann von der Gasse ins Haus winkt. Natürlich ist es auch ein Mißstand, daß andere Behörden als die vorgesetzte an solche Beamte Geldzuwendungen, seien es feste Beträge, seien es Remunerationen, macht.

Der Punct der Moral. Der Leiter einer politischen Polizei wird so wenig wie die Polizei überhaupt zur Erreichung seiner amtlichen Zwecke die Verwendung von Personen und die Anwendung von Mitteln verbieten und verhindern können, die im bürgerlichen Leben keine Achtung bezw. keine Billigung verdienen. Aber wenn er selbst hoch gestellt ist, kann er sein Amt heben und infolgedessen zunächst vielen, heute dazu wenig geneigten gut qualificirten Staatsdienern den Eintritt in dasselbe wünschenswerther machen, und er wird weiter einen Geist in die Verwaltung bringen können, dem der Gebrauch bedenklicher Personen und Mittel als ein trauriger Nothbehelf erscheint, während er heutzutage — der Proceß Tausch hat das zur Genüge dargethan — vielfach als eine fröhliche Uebung gilt. v. Tausch hat an den Streichen des Normann-Schumann und des v. Lützow offenbar seinen Spaß gehabt, und er selbst ist von Vorgesetzten — obwohl er sie z. B. nachgewiesener Maßen belogen hatte! — mit einer Toleranz beurtheilt worden, die ein normal denkender und empfindender Mensch nie und nimmermehr als ein unentbehrliches Requisit der geheimen Polizei anerkennen wird.

Deutsches Reich.

△ **Berlin**, 9. Juni. Die Deutsche Colonialgesellschaft, deren Mitgliederzahl vor Kurzem das 20. Tausend überschritten hat, hält Ende der Woche ihre ordentliche Hauptversammlung ab, und zwar in München. Der Ort ist ja schon im vorigen Jahre dafür vorgeschlagen und von der Generalversammlung schon bestimmt worden. Damals konnte kaum vorhergesehen werden, ob etwa und welche Fragen behandelt werden sollten, die zugleich „trennende" Fragen für die der Colonialpolitik freundlich gesinnten Parteien sind. Nun trifft es sich, daß die unter Mitwirkung, um nicht zu sagen, auf Veranlassung des Centrums betriebene Ablehnung von Schiffsneubauten im Mittelpunct der Verhandlungen des Münchener „Tages" stehen soll. Die Abtheilung Berlin der Colonialgesellschaft beantragt, daß die schon zu Beginn des vorigen Jahres einmal beschlossene Agitation im Sinne einer fortschreitenden Erstarkung unserer Seewehr thatkräftig, einheitlich und in Gemeinschaft mit „verwandten" Körperschaften aufgenommen werde. Ueber diesen Antrag hat inzwischen auch der Ausschuß der Gesellschaft, das eigentliche leitende Organ derselben, sich schlüssig gemacht; er wird den Antrag Berlin durchaus unterstützen. Dann ist zuletzt von der Abtheilung Coblenz noch ein Antrag v. Kufferow gestellt, der in der Sache auf dasselbe Ziel hinstrebt, aber zur Sache selbst auf die Bedürfnißfrage, wie betreffs der Agitation auf den Weg und die Mittel derselben etwas näher eingeht und auch einen „Flottenagitationsfonds der Deutschen Colonialgesellschaft" verlangt, um diese Belehrung und Werbung nachhaltig betreiben zu können. Der eine von den beiden Anträgen hat sicher auf eine große Mehrheit der in München aus allen Theilen des Reiches sich versammelnden Colonialpolitiker zu rechnen und wird auch in der Stadt München selbst bei einem großen Theil der dortigen Bevölkerung lebhaften Anklang finden —, freilich auch ebenso scharf den Gegensatz zum anderen Theile der Bevölkerung hervorkehren; und doch sind angesehene parlamentarische Vertreter dieses anderen Theiles ebenso angesehene Förderer der colonialen Sache. Wir nennen in erster Linie den Namen des Prinzen von Arenberg, der einer der vier Stellvertreter des Präsidenten ist, aber auch Cahensly, v. Grand-Ry, Freiherr v. Heereman, Freiherr v. Huene und Dr. Porsch sitzen mit im Hauptvorstand der Gesellschaft, der Welfe Freiherr v. Hodenberg ist zufolge eines einmaligen großen Beitrages ständiges Mitglied der Gesellschaft u. s. w. Man darf mit Spannung erwarten, wie diese „Flottenfrage" im Schooße der Gesellschaft behandelt wird, ohne daß das Ergebniß einem Desaveu für die an der Ablehnung der beiden Kreuzer betheiligten Mitglieder so ähnlich geräth wie ein Ei dem andern. Dennoch wäre es aus manchen naheliegenden Gründen dringlich zu wünschen, daß das praktische Weiterarbeiten in der Gesellschaft gerade jetzt nicht gestört würde. Nachdem vor Kurzem der Reichstag das Auswanderergesetz erledigt und der Bundesrath seine Zustimmung gegeben hat, steht die Gesellschaft vor der ungemein wichtigen Frage der Einrichtung jener Auskunftei in Auswandersachen, zu deren Einrichtung das Reich selbst und die Colonialverwaltung des Reiches nicht gedrängt werden durfte. Soll es aber eine private Stelle sein, von der die Auskunftei begründet und demnächst betrieben wird, so kann dies lediglich durch die Colonialgesellschaft geschehen, und in München wird man wohl erfahren, daß eine und die andere Vorbereitung hierzu schon getroffen ist. Gerade für die Zwecke einer solchen Auskunftei sind aber die Verbindungen von großem Werthe, welche durch Sachverständige, wie den Prinzen von Arenberg, Herrn Cahensly u. s. w. vermittelt werden können. Im Uebrigen dürfte darauf zu verweisen sein, daß alle anderen Völker, alt und jung, es unbedingt ablehnen, die Streitfragen der Parteien in ihre Colonialvereine oder -Clubs als „trennende" Fragen hinüberwirken zu lassen, wenn es auch unvermeidlich ist, dann und wann die Gesellschaft als solche zu bestimmten Fragen dieser Art Stellung nehmen zu lassen. — Sodann bringt die Münchener Tagfahrt neben vielen Angelegenheiten der praktischen Colonisation (Cultivation von Ostafrika, Eisenbahnen daselbst, Frauenfrage in Südwestafrika ꝛc.) auch einige Fragen der Verfassung der Gesellschaft selbst aufs Tapet. Die Abtheilung Berlin will in der Centralleitung eine mechanische Vertretung der Abtheilungen ꝛc. durch je einen Vertreter für volle 100 Mitglieder; kleinere Vereine sollen berechtigt sein, sich zu diesem Zweck zu verbinden, um einen Vertreter entsenden zu können. Das Bedürfniß einer solchen Statutenänderung ist aber so wenig abzusehen, wie die Möglichkeit einer Bildung von Zweckverbänden lediglich zum Zwecke der Vertretung im Hauptvorstand. Hingegen wird wohl mit Rücksicht auf den Präsidenten, den gegenwärtigen Regenten von Mecklenburg, für nothwendig erkannt werden, die Einrichtung eines Vicepräsidenten im Statut zu schaffen. Ein dahin gehender Antrag Schwerin ist gewiß im Einvernehmen mit dem Herzog Johann Albrecht selbst gestellt und ist der einstimmigen Annahme sicher.

Y. **Berlin**, 9. Juni. (Telegramm.) Der **Kaiser** und die Kaiserin unternahmen gestern Nachmittag 3 Uhr eine Segelfahrt, zu welcher Einladungen erhalten hatten die Capitains zur See Fischel, Jaeschke und Büllers und die Corvettencapitains von der Groeben und Truppel. Später wohnten die Majestäten dem Blumencorso in der Russischen Colonie bei. Heute Vormittag hörte der Kaiser die Vorträge des Chefs des Civilcabinets und des Präsidenten des evangelischen Oberkirchenraths Dr. Barkhausen.

— Herr v. Tausch, dem als k. bayerischem Premierlieutenant a. D. vor einigen Jahren erst das Recht zum Tragen der Uniform verliehen wurde, wird sich nun auch vor einem bayerischen Officiers-Ehrengerichte zu verantworten haben. Hierin liegt jedoch nach der „Augsb. Ab." nichts Auffallendes, da nach einer alten Vorschrift jeder active und inactive Officier, dem das Tragen der Uniform zusteht und der aus irgend einem Anlasse vor das Criminal-Forum gestellt wurde, nach Beendigung des betreffenden Verfahrens auch noch der ehrengerichtlichen Procedur unterzogen wird. Da die bayerischen Officiere des inactiven und Beurlaubtenstandes, welche im rechtsrheinischen Preußen ihren Aufenthalt haben, dienstlich zum Bezirkscommando Hof ressortiren, wird also wahrscheinlich dieses mit der Sache sich zu befassen haben.

— Wie Professor Bornhak und vor ihm das „Militair-Wochenblatt" so hat sich neuerlich auch Oberregierungsrath v. Massow für die Verwendung der Unterofficiere als Volksschullehrer ausgesprochen.

— Eine mildere Praxis ist in Sachen der Ausweisung russischer Unterthanen aus Berlin in letzter Zeit eingetreten. Vielen der Ausgewiesenen wurde die Aufenthaltserlaubniß auf ein halbes Jahr verlängert und ihnen, bei guter, einwandsfreier Führung, eine weitere Verlängerung in Aussicht gestellt.

— Die Erhöhung und Regelung des Diensteinkommens der Geistlichen in Preußen wird, wie der „Hamb.

Feuilleton.

Der Rester des Diebstahls.

Skizze von Jean Richepin.
Aus dem Französischen von Fritz Jäger.
Nachdruck verboten.

In ihrem Schlafzimmer, halbverdeckt durch die offenstehende Thür, die Füße auf einem Polsterschemel, die Finger an ihrem Strickzeug, die Augen von Zeit zu Zeit auf das Fenster gerichtet, wo ein Vogelkäfig hängt, überwacht Madame Pöne, ohne daß es den Anschein hätte, mit einem Seitenblick die im Nebenraum sitzende Näherin, die „große Julie", welche nun schon seit 15 Jahren jeden Donnerstag zu ihr kommt, um die Flickarbeiten zu besorgen.

Das, was sie bemerkt, ist nicht die Frau, sondern ihr Bild im Spiegel, der Rester ihrer langen, am Herzen wie ein hartes Nähkissen mit Nadeln gespickten Büste, die flinke Bewegung ihrer Finger, welche hier und da einen leichten harten Schlag des Fingerhuts auf die Rücklehne des vor ihr stehenden Stuhles scandirt, auf dessen Querleisten sie ihre Füße stützt.

Wenn Madame Pöne die Näherin auf diese Weise überwacht, so ist es nicht aus Mißtrauen: Julie verliert nie ihre Zeit. Aber wenn man alt ist und allein mit seinen Gedanken, so ist jede kleine Zerstreuung gut. Man kann ja auch nicht immer die Maschen seines Strickstrumpfs zählen oder den kleinen Zeisigen zulächeln, die dort im Käfig umherflattern, an dem Stückchen Zucker picken, sich den Schnabel wetzen und sich das Gefieder zerzausend mit närrischen kleinen Purzelbäumen in der niedlichen Zinkwanne ihr Bad nehmen.

Zuweilen ließ sich Madame in ihren Lehnstuhl zurücksinken, und gestützten Hauptes durchlebte sie ihre Erinnerungen, — viel Freud, viel Leid — abgöttisch geliebte Kinder, die sie, groß geworden, verlassen haben, weil das Leben es so will. Ein verheiratheter Sohn lebte in Kairo. Eine Tochter bewohnte ein kleines Städtchen tief in der Bretagne. Man sah sich selten. Und sie wurde älter, jeden Tag ein wenig müder, jeden Tag ein wenig resignirter, und die unerbittliche Asche der Vergessenheit fiel auf ihre Augen und auf ihre Seele. Nur ihr altes Herz verhärtete sich nicht; sie blieb gut und hilfreich, und gar oft öffnete sich ihr schmales, abgenutztes Maroquin-Portemonnaie ....

Ihr Portemonnaie — — sie bemerkte es soeben auf dem Buffet. Wie hatte sie, so ordnungsliebend sonst, es nur an diesem Platze, im Bereiche der großen Julie, liegen lassen können! Oh, guter Gott! Nicht etwa, daß die Versuchung groß gewesen wäre! Das, was das alte Ledertäschchen enthielt, sie wußte es beinahe auf einen Sou: ein Zehnfrankstück in Gold, ein Zweifrankstück, sechs Sous in Scheidemünze und außerdem einen durchlöcherten Frank. Durchlöcherte Geldstücke bringen Glück.

Sie hatte Lust, sich zu erheben. Ohne sich etwas merken zu lassen, indem sie mit Julie sprach, eine Ausbesserung bemängelte, oder sie wegen einer Naht lobte, würde sie ganz unauffällig das Portemonnaie an sich nehmen, und die Näherin, die es kaum beachten dürfte, würde sich daran nicht stoßen, denn Madame Pöne fürchtete nichts so sehr, als den Leuten wehe zu thun. Sie hatte immer kleine, zarte Rücksichten für sie, zumeist verloren allerdings, deren sie sich jedoch, in Ermangelung der Anderen, wenigstens selbst Dank wußte.

Aber warum scheint denn nur die große Julie so unruhig? Sind Gedanken mittheilsam? Warum betrachtet sie das Portemonnaie? Warum richtet sie einen forschenden Blick nach der Kammer, wo Madame Pöne bewegungslos in ihrem großen Lehnstuhl ruht?

Julie befindet sich nicht wohl, das ist leicht ersichtlich; sie bleibt einen langen Augenblick über ihre Arbeit gebeugt, als bedrücke sie etwas, dann erhebt sie das Haupt wieder, stößt einen schweren Seufzer aus und blickt nach dem Buffet.

Madame Pöne erfaßt den Ausdruck dieses Blickes: Zwei große, von einem düsteren Feuer verzehrte Augen und in ihrem ganzen Gesichte etwas, das sie an ihr nicht kennt, nie an ihr gesehen hat.

Das Herz Madame Pöne's fängt an, schrecklich zu klopfen. Sie hat den bösen Wunsch geahnt, den unwiderstehlichen Lockruf der schlechten That. Sie denkt an jene Magd, die ihre Herrin erwürgt hat, um sich in den Besitz des kleinen Schatzes zu setzen, den diese in ihrem Schranke verborgen hielt. Sie erinnert sich an die Artikel ihres Journals von schauerlichen Blutthaten, von kreischenden Schläfern, schleichenden Schritten auf den Dielen, und einem fürchterlichen Antlitz, das sich unter drohendem Messerschwingen über sein Opfer beugt, indem es murmelt:

„Keinen Laut, oder Du bist eine Leiche!"

Die große Julie — oder vielmehr ihr Spiegelbild — hält sich steif und unbeweglich, wie hypnotisirt; sie hat sich erhoben, sie blickt um sich.

„Meine Gott!" sagte sich Madame Pöne, „wenn es wäre, um nach der Uhr zu sehen? .... Vielleicht will sie wissen, welche Zeit es ist?"

Eine wohlwollende, großmüthige, aber alberne Hoffnung. Die große Julie streckt, geräuschlos vorwärts gleitend, die Hand aus, berührt das Portemonnaie, zieht sie zurück und wendet sich gegen die offene Thür. Sie hat Furcht, überrascht zu werden. Sie nähert sich mit leisen Schritten.

Madame Pöne, deren Blut erstarrt bei dem Gedanken an die große Scheere, welche am Kleide der Näherin niederhängt, stellt sich schlafend. Sie zwingt sich, regelmäßig und ruhig zu athmen, aber der harte, lauernde Blick, den sie auf ihrem Antlitze ruhen fühlt, reizt ihr die Haut, verletzt sie, beängstigt sie, als kröche ein giftiges Insect über ihre Stirn und über ihre Wangen.

Ein leichtes Knarren des Parquets; Julie entfernt sich beruhigt; ein klappendes Geräusch, es ist der Fingerhut, die Nadelbüchse, welche fallen, begleitet von dem weichen Rauschen des weißen Stoffes, mit dessen Ausbesserung sie beschäftigt war.

Von Neuem schleicht sie heran, und wieder ruht ihr mißtrauischer Blick halb ängstlich auf dem Antlitze der Madame Pöne, die in tiefen Schlaf versunken.

Entschlossen kehrt Julie nun in das Nebenzimmer zurück.

Sie kehrt zurück, und ihr Rester erstarrt im Spiegel. Sie öffnet das Portemonnaie, durchwühlt es, nimmt das Goldstück heraus, zögert, überlegt dann, daß der Verdacht auf sie fallen würde, daß es besser ist, wenn Madame Pöne ihr Portemonnaie verloren glaubt, und vergräbt es mit einer hastigen Bewegung in der Tiefe ihrer Tasche. Schon hat sie sich wieder niedergesetzt, ihre Arbeit wieder aufgenommen und Madame Pöne, die zwischen ihren halb geschlossenen Wimpern Alles gesehen, Alles belauscht, möchte fast glauben, daß sie geträumt hat, wenn nicht das starre, düstere Bild der großen Julie jetzt eine dumpfe Erregung verrathen würde, eine Art grausamer Gewissensbisse des vollbrachten Diebstahls.

Madame Pöne fühlt einen großen Kummer. Wem noch trauen? Diese Person, die so ehrlich schien, so rechtschaffen, deren Moralität man ihr verbürgt hatte! Sie kennt sie seit Jahren, sie würde ihr ihr Leben anvertraut haben; sie erinnerte sich eines Winters, wo sie sehr krank gewesen: acht Tage lang, mit einer freiwilligen Aufopferung, hatte die große Julie sie gepflegt, hatte die Nächte durchwacht, auf einem Stuhle geschlafen. Und nun stieg sie durch einen unverantwortlichen Fehltritt hinab in die Reihen Jener, die mit Schellen an den Händen zwischen zwei Gensdarmen in den düsteren Gängen des Justizpalastes einhergehen!

Und die würdige Frau erhebt ihre Augen und betet für die Diebin. Ja, das, was die große Julie soeben gethan, ist schlecht, sehr schlecht! Aber sie möge es bereuen, möge nie mehr in Versuchung kommen, nicht wiederum beginnen, die Gewissensqualen mögen sie peinigen und erschrecken, und um diesen Preis will Madame Pöne gern das alte Portemonnaie opfern, obwohl sie sehr daran hing, und den Inhalt dazu, obwohl dieses Geld — bei ihren mehr als knappen Verhältnissen — ein wahrer Verlust für sie ist.

Aber was geht denn jetzt wieder vor?

Die große Julie scheint zu ersticken. Oh, wie schmerzerfüllt ihr Bild ist! Das Blut ist ihr in den Kopf gestiegen und ihr ganzer, einem langen Futteral ähnlicher Körper ist von einem krampfhaften Beben erfaßt.

Sie richtet sich auf, sie zieht das Portemonnaie aus ihrer Tasche und wirft es, als wäre es glühendes Eisen, auf das Buffet.

Es ist vollbracht, das Gute hat gesiegt, das Böse ist unterlegen. Madame Pöne kann aus ihrem schweren Traum erwachen. Welche Erleichterung! Aber auch welche Besorgniß für die Zukunft! Bah! Jeder Sünde ihre Verzeihung! Derjenige, der soeben ihr demüthiges Gebet erhört hat, wird die große Julie nicht wieder in Versuchung fallen lassen.

Und Madame Pöne klagt sich selbst an. Auch ihre Schuld ist es. Sie hätte nicht so nachlässig sein sollen.

Sie erhebt sich und geht ins Nebenzimmer. Alles ist an seinem Platze. Die Näherin arbeitet mit einer förmlichen Erbitterung, ihre spitzen Finger gehen hin und her, und Madame Pöne thut, als bemerke sie die zwei großen Thränen nicht, die in den Augen des armen reumüthigen Mädchens perlen und, langsam hinabrollend, auf ihre Brust fallen, die, wie ein Nähkissen mit Nadeln gespickt, gleichsam ein Symbol der Stacheln ihrer Gewissensbisse darstellt.

SLUB
Wir führen Wissen.